



Arne Molfenter
Rüdiger Strempel

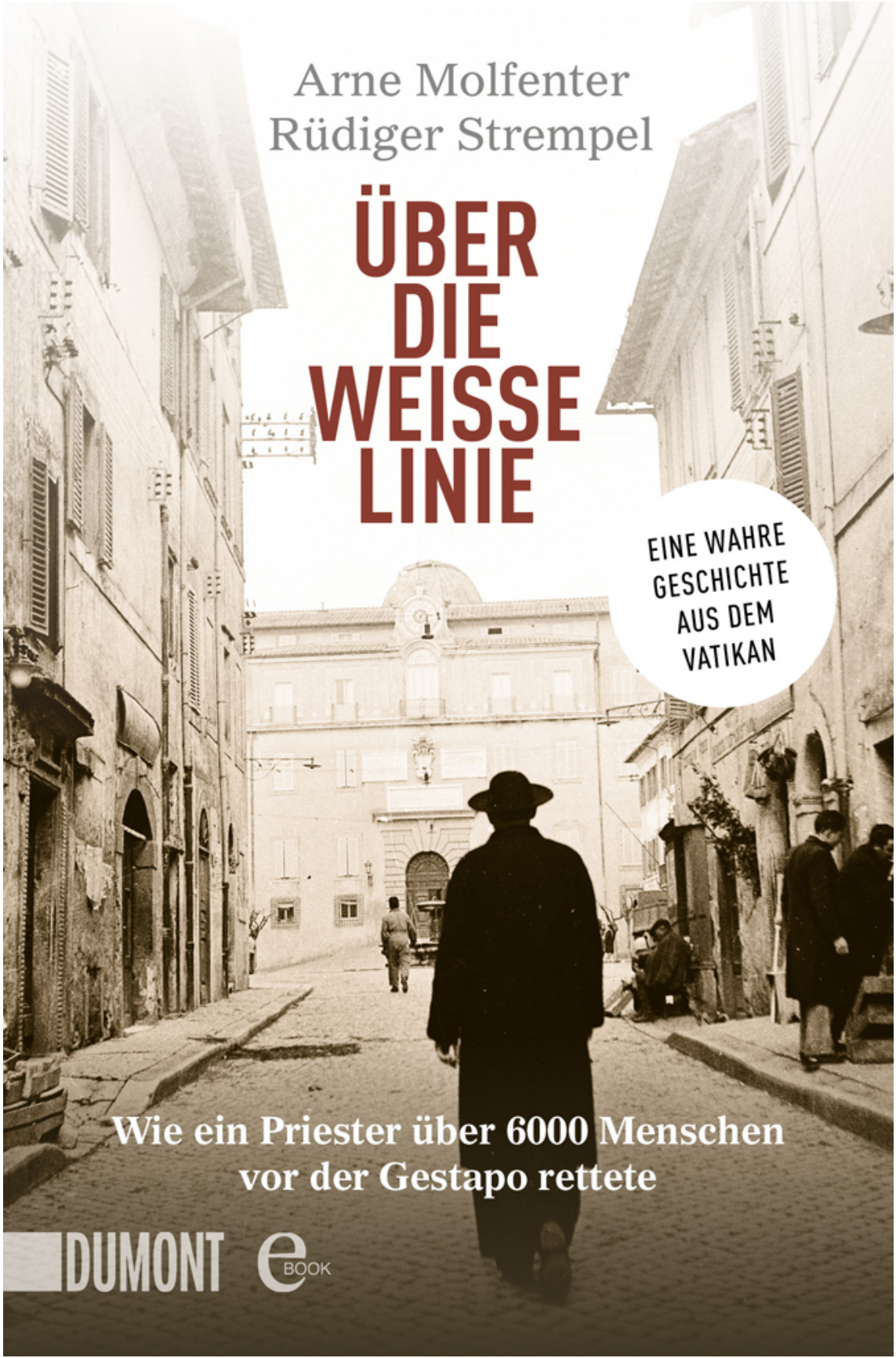
ÜBER DIE WEISSE LINIE

EINE WAHRE
GESCHICHTE
AUS DEM
VATIKAN

Wie ein Priester über 6000 Menschen
vor der Gestapo rettete

DUMONT

e
BOOK



Arne Molfenter
Rüdiger Stempel

ÜBER DIE WEISSE LINIE

EINE WAHRE
GESCHICHTE
AUS DEM
VATIKAN

Wie ein Priester über 6000 Menschen
vor der Gestapo rettete

DUMONT

e
BOOK

Keine andere Einzelperson hat im Zweiten Weltkrieg mehr alliierten Soldaten das Leben gerettet als O'Flaherty. Insgesamt bewahrte er mehr als 6.500 Menschen aus 25 Nationen vor Verhaftung, Folter und Tod. Der irische Monsignore baute während der deutschen Besatzung Roms von 1943 bis 1944 eine Fluchtorganisation auf. Bald war er dem SS-Obersturmbannführer Herbert Kappler verhasst. Zwischen O'Flaherty und dem Gestapo-Leiter begann eine mörderische Jagd. Doch trotz O'Flahertys geheimer Verstecke, diverser Verkleidungen und spektakulärer Fluchten in letzter Minute ist es keine Don-Camillo-und-Peppone-Geschichte, die uns Arne Molfenter und Rüdiger Stempel hier erzählen – für Tausende ging es ums nackte Überleben.

Arne Molfenter, geboren in Leonberg, hat die Deutsche Journalistenschule in München besucht und in München, Berlin und Mailand Politik und Wirtschaftswissenschaften studiert. Er war Redakteur, Reporter und Korrespondent, u. a. für den BBC World Service, die ARD und die ZEIT und arbeitet heute für die Vereinten Nationen in Brüssel und Bonn.

Rüdiger Stempel, geboren in Deggendorf, wuchs in fünf Städten auf vier Kontinenten auf. Er studierte Jura, Germanistik und Kunstgeschichte in Bonn und Speyer und ist seit über einem Jahrzehnt in verschiedenen Funktionen für die Vereinten Nationen tätig. Außerdem arbeitet er als freier Journalist und Übersetzer.

Arne Molfenter
Rüdiger Strempel

ÜBER DIE WEISSE LINIE

Wie ein Priester über 6000 Menschen
vor der Gestapo rettete

DUMONT

eBook 2016

© 2014 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: © Getty Images – Chris Ware

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook: 978-3-8321-8823-8

www.dumont-buchverlag.de

»Der Tod ist grausam für die, die ihn fürchten.«
Inscription in einer Gefängniszelle in der Via Tasso, Rom

Vorwort

Mein Onkel, Hugh O'Flaherty, wurde 1898 im County Cork in Irland geboren. Zuerst begann er damit, sich im *De La Salle College* in Waterford zum Lehrer ausbilden zu lassen. Aber dann entschied er sich, seiner Berufung zum Priestertum zu folgen. Er studierte deshalb bei den Jesuiten in Irland und zog dann weiter ins Kolleg der Glaubenskongregation nach Rom, wo er 1925 zum Priester geweiht wurde. Eigentlich sollte er in Südafrika eingesetzt werden, verblieb aber im diplomatischen Dienst des Vatikans. Er wurde nach Haiti und in andere Länder entsandt, bevor er zum Mitarbeiter des Heiligen Offiziums ernannt wurde.

Mit Ausbruch des Krieges reiste Monsignore Hugh (wie er nun hieß) in verschiedene Gefangenenlager, verteilte Hilfsgüter und traf Kriegsopfer. Nach der Kapitulation Italiens verließen zahlreiche Wächter die Lager und die Kriegsgefangenen konnten dadurch flüchten.

Während des Krieges bewahrte Monsignore Hugh viele Flüchtlinge davor, von den Besatzungsmächten erneut gefangenengenommen zu werden. Er leitete die Organisation, die als »Römische Fluchtlinie« bekannt wurde. Der wichtigste Teil seiner Arbeit war, sichere Verstecke für die Geflohenen zu finden. Er und seine Helfer nutzten Privatwohnungen, Hotelzimmer sowie Klöster und Ordenshäuser, um die Flüchtlinge zu verstecken.

Am Tag, als Rom befreit wurde, hatte die Organisation über 6500 Menschen in ihrer Obhut. Menschen aus vielen Ländern wurde geholfen. Hautfarbe, Glauben oder Nationalität spielten keine Rolle.

Monsignore Hugh bat die Sieger dringend darum, die Rechte der Besiegten zu achten. Herbert Kappler, der bei der deutschen Besatzungszeit in Rom eine wichtige Rolle hatte, bat während seiner Haft darum, den Mann zu sehen, den er verfolgt hatte. Kappler sagte, er habe zwei Bitten: Dass mein Onkel bei seiner Exekution mit dabei sein würde und dass er von ihm katholisch getauft werden wolle. Mein Onkel war gegen einen zu schnellen Übertritt zum katholischen Glauben. Das hätte so aussehen

können, als ob er sich hätte anbieten wollen. Und Kappler wurde nicht – wie er erwartet hatte – exekutiert. Stattdessen saß er eine lange Haftstrafe ab, bevor er nach Deutschland zurückkehrte. Und er wurde zur rechten Zeit getauft.

Ich werde oft gefragt, was Hugh O’Flaherty seine humanitäre Arbeit bedeutet hat. Ich antworte stets, dass er nie in der Vergangenheit verharren wollte. Er war wie der Mann, den der irische Dichter William Butler Yeats »als leidenschaftlich Dienenden« beschrieb. Er war jemand, der es liebte, in seiner Heimat, aber auch in der Welt insgesamt, Fortschritte zu sehen. Als Student habe ich 1955 und 1960 Urlaube mit ihm in Rom verbracht. Er hatte einen Reiseführer über Rom geschrieben mit dem Titel »O Roma Felix«, auf den er sehr stolz war. Es machte ihm große Freude, Besucher durch Rom zu führen.

Monsignore Hugh war ein überzeugter Bewunderer Deutschlands und der Deutschen. Sein ganzes Leben versuchte er, sein Deutsch zu verbessern. Und er besaß eine teutonische Eigenschaft: Er war ein Pedant, wenn es um Pünktlichkeit ging. Es hätte ihn sehr gefreut, dass Europa seit 1945 den Frieden genießen darf. Und dass Deutschland, das von zwei tyrannischen Regimes – dem Nationalsozialismus und dem Kommunismus – so geschunden worden war, jetzt die Menschenrechte und die bürgerliche Freiheiten so sehr hochschätzt und dabei beweist, dass es der Motor der Europäischen Union ist.

Für diese Arbeit möchte ich einen irischen Segenswunsch zitieren: »Beannacht de ar on obair uasal seo!« – »Der Segen Gottes auf diesem edlen Werk!«

Hugh J. O’Flaherty

Hugh J. O’Flaherty war Richter am Verfassungsgericht der Republik Irland und ist der Neffe von Monsignore Hugh O’Flaherty.

Prolog

Rom, März 1944

Zwei Welten, getrennt durch eine weiße Linie. Auf der einen Seite das von den Deutschen besetzte und bedrängte Rom. Auf der anderen der Vatikan, ein unabhängiger Staat in der Stadt, dessen Neutralität die Deutschen zähneknirschend achteten.

Der Morgen war noch kühl, als eine dunkle Limousine auf das von den Deutschen auf den Boden gepinselte weiße Farbband zurollte, das die beiden Flügel der berühmten Bernini-Kolonnaden am Petersplatz verband und die Grenzlinie zwischen vatikanischem und italienischem Territorium markierte. Unter dem Blick der deutschen Fallschirmjäger, die diese seltsame Grenze bewachten, hielt der Wagen auf römischer Seite und drei Männer stiegen aus: Obersturmbannführer Herbert Kappler, Chef der Gestapo in Rom, und zwei seiner Untergebenen. Die Deutschen lenkten ihren Blick auf die oberste Stufe der mehr als 300 Meter entfernten, sonnenbeschienenen Freitreppe der Basilika. Dort stand, wie es seiner Gewohnheit entsprach, ein hochgewachsener Geistlicher und las in seinem Gebetbuch. Monsignore Hugh O'Flaherty hatte die Deutschen wohl bemerkt und ahnte, dass ihr Besuch ihm galt, doch er ließ sich nichts anmerken. Scheinbar seelenruhig blätterte er in seinem Brevier.

Dabei bestand durchaus Grund zur Beunruhigung. Der irische Priester mit der markanten Erscheinung war Kappler seit langem ein Dorn im Auge, nie aber war es den Deutschen gelungen, ihn zu fassen. Bereits zweimal hatten der Gestapo-Chef und seine Schergen versucht, den Geistlichen aus der Sicherheit des vatikanischen Territoriums in die von den Deutschen kontrollierte italienische Hauptstadt zu locken und dort zu verhaften. Doch jedes Mal hatte O'Flaherty sich ihnen zu entziehen gewusst. Nun war Kappler bereit, einen Schritt weiter zu gehen. Er befahl seinen Männern, sich das Aussehen des Monsignore genau einzuprägen. Am

darauffolgenden Sonntag sollten sie sich nach der Messe, getarnt als Besucher des Gottesdienstes, O'Flaherty an seinem üblichen Standort auf der Treppe des Petersdoms nähern, ihn von beiden Seiten packen und über die weiße Linie in eine Seitengasse verschleppen. In typischer Gestapo-Manier sollten sie ihn dort kurz freilassen und mit Schüssen niederstrecken, um anschließend zu behaupten, der Verhaftete sei »auf der Flucht erschossen« worden.

Wie geplant erschienen die beiden Geheimpolizisten am Sonntag in der Messe. In der ersten Seitenkapelle rechts, Michelangelos Pietà vor Augen, stellten sie sich betend und bemühten sich, mit der Menge der Gläubigen zu verschmelzen. Doch sie wurden beobachtet. Vier Schweizergardisten hatten sich an den Portalen der Basilika postiert. Auf den Wink eines kleinen Herrn in Zivil bahnten sie sich einen Weg zu den Deutschen. Mit je einem Gardisten zur Rechten und zur Linken und zwei weiteren im Rücken blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Unter dem amüsierten Blick O'Flahertys ließen sie sich ohne größeres Aufsehen aus dem Halbdunkel der Basilika ins Licht des Frühlingmorgens führen. Die Freitreppe hinab ging es zunächst über den Petersplatz. Kapplers Handlanger blieben gelassen, denn sie erwarteten nichts Schlimmeres, als dass die Schweizer sie zur weißen Linie eskortieren und des vatikanischen Staatsgebiets verweisen würden.

Doch es kam anders. Auf einen weiteren Wink des Herrn in Zivil bog der kleine Trupp plötzlich von der Piazza ab. Hilflos sahen die deutschen Wachsoldaten an der Grenzlinie zu, wie ihre Landsleute aus ihrem Blickfeld verschwanden. Die Schweizergardisten eskortierten sie in eine Seitenstraße, die noch auf vatikanischem Gebiet lag. Dort wurden sie von einer Gruppe jugoslawischer Partisanen erwartet, die sie brutal zusammenschlugen, aber am Leben ließen, damit sie Kappler vom kläglichen Scheitern ihres Mordanschlags Bericht erstatten konnten.

Erneut war Monsignore Hugh O'Flaherty den Nachstellungen der Deutschen und dem sicheren Tod entronnen.



Zum Monsignore ernannt: O'Flaherty Anfang der 1930er Jahre

Kapitel 1

Der Eisenfresser

Grupignano/Norditalien, Oktober 1942

Der italienische Oberst sah sie mit einem kühlen Lächeln an. »Im Ersten Weltkrieg ist kein feindlicher Soldat aus Italien geflohen. Und aus meinem Lager wird jetzt auch keiner fliehen.« Er blickte triumphierend in die Runde der Gefangenen. Die meisten Männer, die hier im Lager Nummer 57 nahe der norditalienischen Stadt Grupignano inhaftiert waren, konnten noch immer nicht fassen, was in der Nacht zuvor geschehen war. Der Gefreite Wright, ein Neuseeländer, war tot. Er war erschossen worden, als er nachts versucht hatte, auf die risikoreichste Weise aus dem Lager zu fliehen. Wright hatte allen Mut zusammengenommen und versucht, unter den Stacheldrahtbarrieren hindurchzukriechen. Plötzlich stand er im Licht des Scheinwerferkegels, das von einem der Wachtürme auf ihn fiel, dann folgte ein Schuss. Eine Kugel hatte ihn im Genick getroffen, von hinten und aus sehr kurzer Distanz. Schon nach wenigen Sekunden war seine Flucht zu Ende gewesen.



Vielen gelang die Flucht: Alliierte Kriegsgefangene in Italien

Auch der Oberst war am Morgen nach diesem Fluchtversuch noch immer sichtbar aufgewühlt. Mindestens so sehr wie seine Gefangenen. Die meisten von ihnen waren junge Männer Anfang, Mitte 20, die aus Australien und Neuseeland stammten und im Juli 1942 in der Ersten Schlacht im nordafrikanischen El Alamein gekämpft hatten. Dabei hatten sich deutsche und italienische Truppen auf der einen Seite und Großbritannien und seine Verbündeten auf der anderen Seite gegenübergestellt. Jetzt waren die jungen Soldaten in italienische Gefangenschaft geraten. Ihr einziges Ziel war es, dem Oberst zu zeigen, wie falsch er lag. Sie wollten um jeden Preis aus seinem Lager fliehen. Der Tod von Wright änderte nichts daran – im Gegenteil. Um es zu schaffen, hatten sie in den vergangenen Wochen hart gearbeitet. Sie waren eine Gruppe von 19 australischen und neuseeländischen Soldaten, darunter der Unteroffizier Eric Canning, der als Funker in der australischen Armee gedient hatte und schon bald gefangen genommen worden war.

Das Lager Nummer 57 war nicht sonderlich gut bewacht, und da immer mehr alliierte Soldaten eintrafen, waren die Wachen zunehmend mit den Neuankömmlingen beschäftigt. Canning und seine Kameraden waren zusammen in einer Baracke untergebracht. Noch hatten sie das Glück, dass die angrenzenden Baracken nicht mit Kriegsgefangenen belegt waren. Es galt, keine Zeit zu verlieren, wenn ihr Plan noch gelingen sollte. Und der war zwar einfach, aber mit viel Arbeit verbunden. Die Soldaten gruben vom Inneren ihrer Hütte aus einen Tunnel, der dann unter dem Lagerzaun hindurch in die Freiheit führen sollte. Genau das wollten die Italiener verhindern. Sie hatten die Baracken auf einem Betonfundament errichtet und darauf einen Holzfußboden verlegt, damit sie von Zeit zu Zeit die Dielen lockern und den Boden darunter überprüfen konnten. Doch es gab nur sehr selten Kontrollen. Nachdem sie das Betonfundament durchbrochen hatten, konnten Canning und seine Kameraden den Erdaushub in genau diesen Hohlräumen zwischen Holzboden und Betonfundament lagern. In ihrer Baracke und vor allem in den anliegenden, leeren Baracken.

Sechs Wochen arbeiteten die 19 in einem Schichtsystem bereits an ihrem Tunnel. Sie hatten nur eine Spitzhacke zur Verfügung, die sie im Lager durch Zufall entdeckt und gestohlen hatten. Das Werkzeug war fast ununterbrochen in Gebrauch. Als ihr Tunnel endlich fertig war, war die Spitzhacke völlig abgenutzt und nur noch zehn Zentimeter lang. Als Schaufeln nutzten sie die alten Stahlhelme der gefangenen Soldaten. Davon gab es mehr als genug, sie lagen überall im Lager herum. Der Geruch der frischen, dunklen Erde mischte sich in der Hütte mit dem abgestandenen Schweiß der Männer. Die Arbeit war hart, aber noch schwerer war es, das, was sie taten, vor den Wachen und anderen Mithäftlingen zu verbergen. Als Canning nach einer langen Schicht mit erdverschmiertem Gesicht aus dem Tunnel zurückkroch, wollte er schnell in die nahe gelegene Küchenbaracke gehen, um sich zu waschen. Das war ein großer Fehler, denn plötzlich stand Charlie Stewart vor ihm. Er war ein Mitgefangener und arbeitete als Lagerkoch. In den Tunnelbau war er nicht eingeweiht worden.

»Was hast du denn gemacht?« fragte er Canning und blickte in sein schmutziges Gesicht.

Canning blieb nichts übrig, als seinen Kameraden um einen Gefallen zu bitten. »Charlie, du hast nichts gesehen, ok?«

Stewart nickte und stellte zum Glück keine weiteren Fragen mehr.¹

Sie waren schon weit gekommen, doch die letzten Meter stellten die 19 vor ein fast unlösbares Problem, denn die Soldaten bekamen fast keine Luft mehr im Tunnel. Nach einigen Tagen des Nachdenkens kam einer von ihnen auf eine Lösung. Aus Stoffresten bauten sie sich einen Blasebalg, entfernten von den Decken und Wänden der Baracken einige elektrische Leitungsrohre, die sie mit dem Blasebalg verbanden. Das so entstandene dünne, lange Rohr aus Stromleitungen verlegten sie dann im Tunnel. Der schwache Luftzug, der so durch den Tunnel wehte, verhinderte immerhin, dass die Männer in Ohnmacht fielen.

Schließlich kam die Nacht der Flucht. Es war Herbst geworden – sollte dies ihr letzter Tag im Lager gewesen sein? Unruhe machte sich bei Canning und seinen Kameraden breit. In dieser Nacht war es endlich so weit! Einer der Soldaten lockerte die Bodendielen, der Eingang zum Tunnel lag frei. Die 19 krochen einer nach dem anderen durch den Tunnel. Es ging nur mühsam voran – stockdunkel wie es war in dem nur einen Meter hohen und 50 Zentimeter breiten Gang, durch den sie sich zwängen mussten. Die 38 Meter von der Baracke bis zum Ausgang des Tunnels, der in einem angrenzenden Feld außerhalb des Lagers lag, schienen endlos. Sie hatten den Staub frischer Erde auf ihren Zungen und sogen ihn in ihre Nasen ein. Das Atmen fiel schwer, immer nach vorne, dicht am Vordermann, der manchmal leise fluchte, weil es nur langsam weiterging.

Dann hatte es Canning geschafft. Er stemmte sich mit aller Kraft aus dem Tunnel und sog die frische Nachtluft ein. Er und seine Mitgefangenen kletterten einer nach dem anderen ins Freie. Sie mussten jedoch weiter auf der Hut sein, denn die Suchschweinwerfer auf den Wachtürmen leuchteten auch die Felder außerhalb des Lagers ab. Plötzlich wurde einer von Cannings Kameraden vom Licht des Scheinwerfers entdeckt. So, wie er es in seiner Ausbildung gelernt hatte, blieb er regungslos im gleißenden Licht stehen. Die Sekunden verstrichen, dann drehte der Scheinwerfer langsam

weiter. Schließlich kam auch der Letzte an und alle machten sich auf den Weg mit unbekanntem Ziel, nur weg vom Lager.

Am nächsten Morgen dauerte es nicht lange, bis die italienischen Wachen bemerkt hatten, dass einige ihrer Gefangenen geflohen waren.

»Morticelli!«, rief einer der Wachsoldaten zu einem seiner Kameraden, der eine andere Baracke inspiziert hatte. »Ich vermisse sieben Männer!«

»Lass mich bloß in Frieden«, antwortete ihm Morticelli, der Wachsoldat, der gerade seine Gefangenengruppe zum Appell antreten ließ. »Mir fehlen hier zwölf!«

Die Italiener schickten rasch Suchmannschaften los. Canning und die anderen Männer waren schon einige Tage auf der Flucht, als eine Gruppe italienischer Soldaten und Zivilisten den Hügel hochstieg, auf dem sich die Flüchtlinge versteckt hielten. Sie schienen genau zu wissen, wo sie suchen mussten. Ein kleiner Junge stolperte fast über Canning, der auf dem Boden kauerte.

»Ecco!«, schrie der Junge laut in Richtung der anderen Suchenden. Canning und die anderen Flüchtlinge erhoben sich und gaben auf. Ihre Flucht war zu Ende.

»Die Italiener waren völlig überrascht. Einer von ihnen feuerte Schüsse in die Luft und zündete sogar eine Handgranate. Die Bewohner unten im Tal rannten alle hoch zu uns. Schnell wurden wir wieder zu Gefangenen und in das Dorf gebracht«, erinnerte sich Canning später.²

Chieti, Sommer 1943

Auch im Gefangenenlager von Chieti, nahe der italienischen Adria, hoben Soldaten Tunnel aus, um fliehen zu können; manchmal arbeiteten sie parallel an bis zu sechs Tunneln gleichzeitig. Wann immer ein Tunnel von den Wachen entdeckt wurde, wurde sofort mit einem neuen begonnen.³

1200 alliierte Offiziere wurden allein in Chieti gefangen gehalten, und es kam in den folgenden Monaten immer wieder zu Fluchtversuchen – vor allem deshalb, weil der Zweite Weltkrieg für Italien eine entscheidende Wende genommen hatte.

Nachdem die alliierten Truppen am 10. Juli 1943 in der sogenannten *Operation Husky* auf Sizilien gelandet waren, setzte der Große Faschistische Rat den italienischen Diktator Benito Mussolini ab. Sein faschistisches Regime brach zusammen. Innerhalb von zwei Wochen drängten die Alliierten die deutsch-italienischen Truppen auf einen immer kleiner werdenden Brückenkopf am Ätna zurück. Auf Befehl von König Viktor Emanuel III. wurde der »Duce« am 25. Juli 1943 verhaftet und an wechselnden Orten gefangen gehalten. Eine neue Regierung unter Marschall Pietro Badoglio schloss mit den Alliierten einen Waffenstillstand. Die deutschen Bündnispartner lösten daraufhin den »Fall Achse« aus und besetzten Italien. Am 10. September 1943 marschierten sie in Rom ein. Zwei Tage später wurde Mussolini von deutschen Fallschirmjägern aus der Haft befreit und nach Ostpreußen gebracht. Wenig später stand er einer faschistischen Marionettenregierung in Norditalien vor.

Im Oktober 1943 erklärte Italien unter der Regierung Badoglios Deutschland den Krieg und trat an der Seite der Alliierten wieder in den Krieg ein. Etwa die Hälfte der 1,5 Millionen italienischen Soldaten wurde entwaffnet und gefangen genommen. Das hatte große Folgen für die alliierten Soldaten in den Gefangenenlagern. Denn viele italienische Wachen flohen nun selbst und bewachten ihre ehemaligen Feinde nicht mehr. »Jetzt oder nie« hieß es für die alliierten Gefangenen. 80000 alliierte Soldaten waren in 72 Lagern und 12 Lazaretten inhaftiert. Sofort setzte eine gigantische Fluchtwelle ein, über 50000 alliierte Soldaten entkamen.⁴ Es war die größte Massenflucht in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Ohne Landkarten oder Kompass wussten die Fliehenden nicht wirklich, wo sie sich hinbewegen sollten. Viele hatten im Hörfunk der BBC gehört, dass sie im Vatikan um Hilfe bitten sollten. Zwar versuchten die Deutschen,

diese Massenflucht zu verhindern, doch es gelang ihnen nur leidlich. Insgesamt 18000 fingen sie nicht mehr ein. Viele dieser Flüchtenden überlebten nur dank des Mutes und der Opferbereitschaft italienischer Zivilisten, die sie unter Gefahr für ihr eigenes Leben mit Nahrung versorgten, kleideten und beherbergten.⁵ Die deutschen Truppen übernahmen unterdessen die Lager und versetzten die Gefangenen in Angst und Schrecken. Denn schon bald wurde klar, dass die übrig gebliebenen Gefangenen nach Deutschland abtransportiert werden sollten.

Als die ersten 400 von ihnen aus dem Lager Chieti in Eisenbahnwaggons gepfercht wurden, brach unter den Soldaten Panik aus. Nichts machte ihnen mehr Sorge, als ein ungewisses Schicksal in Deutschland erwarten zu müssen.

Einer von ihnen war der britische Offizier Sam Derry. Der Morgen war noch grau und kalt, die Sonne war gerade erst aufgegangen und vertrieb den Bodennebel. Derry konnte nicht viel sehen. Der Schienenstrang an der Verladestation schien ins Nichts zu führen, so schlecht war die Sicht noch. Derry, der in der *Royal Artillery* gedient hatte, war ein großer, athletischer Soldat mit kurzem, braunem Haar. Auch er war entschlossen zu fliehen. Und wenn er einen Entschluss einmal getroffen hatte, hielt er gewöhnlich daran fest. Auch deshalb hatten ihm seine Kameraden den Spitznamen »der Eisenfresser« gegeben. Hier, am Haltepunkt des Zuges, konnte er nicht entkommen. Ein schneller Schritt, eine falsche Bewegung mit den Händen, und die deutschen Soldaten würden sofort das Feuer auf ihn eröffnen. Es musste eine andere Möglichkeit geben. Er konnte an nichts anderes mehr denken, als so schnell wie möglich aus dem Zug zu entkommen.

Zunächst nahm er Platz in einem der stickigen Abteile. Dann stand er erneut auf, um sich gleich wieder hinzusetzen. Die Unruhe in ihm wuchs ohne Unterlass. Die Lokomotive ließ Dampf ab, ein schrilles Pfeifen, dann ein Ruck, und die Räder setzten sich in Bewegung.

»Der Rhythmus der Räder hämmerte in meinen Ohren. Ich konnte nicht mehr vernünftig denken. Ich muss entkommen ... Ich muss entkommen...

Ein oder zwei Mal murmelte ich es sogar laut vor mich hin«, erinnerte er sich später an die Situation, die ihm ausweglos erschien.⁶

Der Zug nahm weiter Fahrt auf und erreichte im hellen Morgenlicht die grau-braunen Gipfel der Apenninen, dem langgezogenen Gebirgszug im Nordwesten Italiens. Noch immer hatte Derry keinen Plan, wie er entkommen könnte. Um 8:30 stand er wieder auf und fragte, ob er die Zugtoilette benutzen dürfe. Ein unrasierter deutscher Fallschirmjäger begleitete ihn auf dem Weg dorthin an das Ende des Zuges. Er hielt einen Karabiner in den Händen. Derry ging in die Toilette. Gab es von hier ein Entkommen? Vor der Tür stand der bewaffnete Wehrmachtssoldat. Die Toilette selbst hatte nur ein kleines, verschlossenes Fenster, aus dem er sich niemals herauszwängen könnte. Es schien aussichtslos. Derry schüttelte den Kopf und öffnete die Tür wieder. Dann hörte er auf nachzudenken und handelte.

Der Soldat stand direkt vor ihm. Derry täuschte eine Bewegung nach vorne an. Doch anstatt zu seinem Abteil zu gehen, rannte er in die entgegengesetzte Richtung, den schmalen Gang im Waggon entlang, und drückte die Waggontür auf. Ohne eine Sekunde zu überlegen, sprang er aus dem fahrenden Zug. Alles, worauf er noch wartete, war, von hinten von einer Kugel getroffen zu werden.

Der Aufprall im Gleisbett war hart. Derry landete nur knapp neben dem rollenden Zug im Schotter. Ein paar Mal überschlug er sich, nach einigen Sekunden, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, schien sein Körper wieder Halt zu finden. Er lag auf den Steinen, seine Haut war aufgeschürft, er blutete. Langsam streckte er alle viere aus. War er schon tot? War er von einer Gewehrsalve getroffen worden? Derry hob benommen den Kopf. Der Zug war weitergefahren, ohne dass ein Schuss gefallen war. Er sah gerade noch das Ende des Zuges, dann lag er alleine in der Stille der Berglandschaft.

Seine Flucht war geglückt, aber wie würde es nun weitergehen? Überall musste Derry mit deutschen Soldaten rechnen. Er hatte nichts zu essen, kein Geld, keine Landkarte und keine Ahnung, wo er überhaupt war.

Die Landschaft lag in einem gelben, staubigen Dunst vor ihm, die Sonne begann zu brennen. Er musste schnell von hier fort, das wusste er. Nach gut eineinhalb Stunden erreichte er einen Laubwald und wagte das erste Mal, eine Pause einzulegen.

Derry verbrachte den Tag im Schatten der Bäume, seine Schmerzen wurden wieder stärker, aber er musste weiterziehen. Dann verließ er den Wald und sah, nachdem er einige Zeit gelaufen war, in der Ferne einen kleinen Weiler. Lange beobachtete er das Treiben. So viel er erkennen konnte, schienen die einzigen Bewohner ein paar Kinder, ein alter Mann und eine alte Frau zu sein. Trotzdem war es nicht ungefährlich, sich ihnen zu nähern. Aber er hatte keine Wahl, denn seine Kräfte verließen ihn. Er musste versuchen, hier eine längere Pause einzulegen, um zu essen und zu trinken.

Als sich die Sonne senkte, wagte er es. Er hinkte die sanfte Steigung hinauf zu den Bauernhäusern. Noch einmal übte er in seinem gebrochenen Italienisch, das er im Gefangenenerlager von Chieti gelernt hatte, was er dem alten Bauern gleich erzählen wollte. Als er sich dem Haus des alten Mannes und seiner Frau näherte, kamen beide sofort heraus. Zunächst schauten sie ihn ungläubig an, dann verwandelte sich ihr Blick in Entsetzen.

Derry war darauf nicht gefasst. Nach italienischen Maßstäben war er mit knapp 1,90 Meter ein Riese. Hinzu kam aber noch, dass er über und über mit Dreck beschmiert war, seine Kleidung war staubig und zerrissen, seine Haut blutverkrustet, er sah furchteinflößend aus.

Derry hielt seine Hände hoch, um beiden zu zeigen, dass er keine Waffe bei sich trug. Er versuchte ein Lächeln und sprach in seinem flüssigsten Italienisch:

»Buona sera, Signore, Signora. Ich bin Engländer und bräuchte bitte etwas zu essen und zu trinken.«⁷

Das war zu viel für die beiden. Der alte Mann öffnete stumm und voller Angst seinen Mund und riss die Augen weit auf. Die Frau schlug sich die Hände vors Gesicht und stieß dann einen gellenden Schrei aus. Dann

herrschte plötzlich Stille, bevor sich die beiden Alten, unterstützt von heftigen Gesten, ein längeres Rededuell lieferten.

Die Diskussion brach schnell wieder ab. Der alte Mann zeigte auf ein paar große Strohballen und bedeuete Derry, sich auszuruhen. Wenig später kam er mit trockenem Brot und einem stechend riechenden Schafskäse zu dem Engländer, seine Frau war immer direkt hinter ihm und ließ den seltsamen Gast keine Sekunde aus den Augen. Trotzdem schien es, als ob Derry die Sympathien der beiden Alten gewonnen und sie überzeugt hatte, dass er kein deutscher Agent war. Als es Abend wurde, luden sie ihn ein, die Nacht in ihrem Haus zu verbringen. Zufrieden und völlig erschöpft schlief er ein. Doch er musste sich schnell wieder auf den Weg machen. Sein Ziel war es, den Vatikan zu kontaktieren und um Hilfe zu bitten – für sich und seine vielen Kameraden.

Hier in diesem Gehöft in den Apenninischen Bergen konnte er nicht ahnen, dass sich schon bald sein Weg und der von Hugh O’Flaherty kreuzen und beide zu engen Verbündeten werden würden.

Vatikan, 1943

Im Vatikan war die Angst davor gewachsen, dass die deutschen Besatzer nicht vor der Grenze des vatikanischen Territoriums Halt machen und den Kirchenstaat besetzen könnten. Auf Anordnung von Kardinalstaatssekretär Luigi Maglione waren am 4. August 1943 alle Kardinäle, die sich in Rom und dem Vatikan aufhielten, zu einem eilig einberufenen Treffen zusammengekommen, um zu beratschlagen, wie mit der wachsenden Gefahr umzugehen sei. Maglione hatte seine hochrangigen Glaubensbrüder eindringlich darauf aufmerksam gemacht, dass die italienische Regierung eine Invasion des Vatikans nicht für ausgeschlossen hielte und dass Regierungskreise sogar darauf hingewiesen hätten, dass Papst Pius XII. ins Ausland verschleppt werden könnte.

Hitler hatte tatsächlich eine Zeitlang überlegt, den Papst entführen zu lassen sowie den italienischen König und Marschall Badoglio festzusetzen und den Vatikan an sich zu reißen. Die Sorgen waren also durchaus begründet. Das zeigten auch die letzten Äußerungen des »Führers«.

»Glaubt jemand, der Vatikan beeindruckt mich? Der ist mir völlig gleichgültig! Wir werden bei dieser Schweinebande ausmisten!«, hatte Hitler den Kirchenstaat beschimpft.⁸

Die Bedrohung wurde als so ernst betrachtet, dass der Kommandeur der Schweizergarde den Befehl erhalten hatte, keinen Widerstand zu leisten, sollten die deutschen Truppen den Vatikan erstürmen. Das Gerücht, dass der Papst entführt werden sollte, flackerte immer wieder in den folgenden Wochen und Monaten auf. Ein Grund war die britische Propaganda. Die Briten setzten am 9. Oktober 1943 eine falsche Funknachricht in deutscher Sprache ab, mit dem Inhalt, dass alle Vorbereitungen abgeschlossen worden seien, um den Papst ins Reich bringen zu lassen. Weltweit sollte sich Empörung über die deutschen Pläne breitmachen. Zwei Tage später hieß es von dem angeblich deutschen Sender aus, dass der Papst und seine Kardinäle nun nach Burg Lichtenstein, am Trauf der Schwäbischen Alb, gebracht würden. Diese Falschmeldungen sorgten auf deutscher Seite für einige Unruhe.⁹ Wirklich ernsthaft hatte Hitler die politische Torheit, den Papst entführen zu lassen, nie erwogen.

Doch innerhalb der vatikanischen Mauern herrschte Hektik, und es wurde eine Reihe von Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Geheime Kirchendokumente wurden versteckt, wichtige diplomatische Papiere verschwanden für immer im Feuer, während draußen auf dem Petersplatz eine kleine Schar Hilfsbedürftiger auftauchte.

Sie trugen Lumpen und sahen auf dem riesigen Petersplatz verlassen und ratlos aus. Insgesamt waren es 14 Männer und sie hatten ein enormes Risiko auf sich genommen, hier gemeinsam in einer so großen Gruppe aufzutauchen. Sie sahen weder wie Touristen aus noch wie fromme Pilger, die auf eine Audienz beim Papst warteten. Sie hatten die

Schweizergardisten um Hilfe gebeten und wollten im Vatikan Zuflucht finden. Von den rund 1000 Räumen im Vatikan waren normalerweise nur gut 200 vom Papst und seinen Mitarbeitern bewohnt. Platz gab es also genug. Doch das vatikanische Sekretariat hatte der Schweizergarde strikte Anweisung erteilt, jeden abzuweisen, der im Vatikan Schutz suchte. Notfalls, so lautete die Order, sollten die Schweizergardisten an allen Toren des Vatikans die ankommenden Flüchtlinge mit Gewalt vertreiben.

Ratlos standen die 14 geflohenen britischen Kriegsgefangenen nun vor den Toren, hinter denen sie sich sicher vor Verfolgung wähnten. Wie sie brachen immer mehr Flüchtlinge in Richtung des Vatikans und nach Rom auf. Hier hofften sie, entweder Kirchenasyl zu finden, oder aber sie versuchten, so schnell wie möglich mit der eigenen Botschaft oder der eines neutralen Landes in Kontakt zu kommen.

Ein Priester, der im Kloster der Heiligen Monika hinter den Bernini-Kolonnaden lebte, hatte sie beobachtet und sprach sie an. Dann führte er sie in sein Kloster, das nicht direkt von den Schweizergardisten bewacht wurde. Wenig später kontaktierte er Hugh O'Flaherty, der damit erstmals in seine Rolle als Retter der Flüchtlinge schlüpfte.^{[10](#)}

Doch nicht nur die geflohenen alliierten Soldaten suchten Schutz und Hilfe. Auch viele Einwohner Roms, besonders Juden und Antifaschisten, wandten sich nun an den Vatikan. O'Flahertys Ruf, sich um diese Menschen zu kümmern, verbreitete sich sehr schnell in Rom. Einer seiner Priesterkollegen schrieb:

»Er ist seit 1922 im Vatikan und scheint jeden in Rom zu kennen. Und jeder kennt Monsignore O'Flaherty – und was noch wichtiger ist: sie alle bewundern ihn.«^{[11](#)}

O'Flaherty besaß ein dichtes Netz an Kontakten in der Heiligen Stadt. Fürchtete jemand, bald verhaftet zu werden, wusste O'Flaherty, wo er sich verstecken konnte. Anfangs beschränkte er sich auf Vorschläge und empfahl, bestimmte Freunde oder Bekannte von ihm zu kontaktieren. Er

gab den Rat, in den Klöstern und Konventen nachzufragen, gewisse Nonnen oder Priester um Hilfe zu bitten.

Im Fall der 14 Soldaten, die ihm sein Priesterkollege nun präsentierte, zögerte der Ire nicht lange. In dem Kloster konnten sie auf keinen Fall bleiben, das hätte innerhalb des Vatikans für zu viel Aufsehen gesorgt. Zunächst teilte er die Geflohenen in Gruppen von zwei oder drei Männern auf und schaffte es, sie mit der Hilfe eines befreundeten Carabinieri, dem Polizisten Antonio Call, in einer nahegelegenen Polizeikaserne unterzubringen. O'Flaherty gab Call am Abend 3000 Lire, um Essen für die Männer zu kaufen. Innerhalb weniger Stunden waren die Männer satt und trugen normale Kleidung, mit der sie weniger auffielen. In der Kaserne waren sie in Sicherheit – zumindest so lange, bis die Deutschen am 14. September 1943 Rom besetzten und plötzlich in der Kaserne auftauchten und die Flüchtlinge entdeckten. Bis auf einen wurden alle wieder festgenommen. Für O'Flaherty machte dieser Misserfolg deutlich, dass er dringend mehr Platz und Ressourcen brauchte.

Andere Flüchtlinge, wie drei südafrikanische Soldaten, brachte er daher künftig in privaten Wohnungen unter. Als er sie zur Wohnung eines Bekannten führen wollte, wurde O'Flaherty von drei SS-Offizieren angehalten. Ihm stockte der Atem, doch zum Glück wollten die drei Deutschen von ihm nur den Weg wissen. Erleichtert zog O'Flaherty mit seinen Schützlingen weiter und brachte sie in die Wohnung seines Freundes.

Die Zahl der Hilfesuchenden wuchs beständig. So wurde es für O'Flaherty zur Gewohnheit, sich abends auf die obersten Stufen des Petersdoms zu stellen und abzuwarten, ob jemand seine Hilfe brauchte. Er konnte aus allen Richtungen gut beobachtet werden. Und er war ohnehin kaum zu übersehen – nicht nur wegen seiner leuchtenden, langen purpurfarbenen Schärpe, die als Teil der Soutane um seine Hüfte gebunden war. Mit knapp 1,90 Meter und seinen breiten Schultern hatte er eine irisches-robuste Statur. Sein Gesicht wurde dominiert von einer auffällig großen Nase und umrahmt